



Durs Grünbein **Das erste Jahr**

Berliner Aufzeichnungen

suhrkamp
taschenbuch

suhrkamp taschenbuch 3513

Das Neue ist, so banal es klingt, vorerst nichts anderes als eine Zwei, gefolgt von drei Nullen. Von den einen gefürchtet, von den anderen euphorisch begrüßt: das Jahr 2000 nach Christus. Ein Moment von Anfang, von *tabula rasa*, so scheint es. Und doch steckt in allem Neuen das Alte, im nie dagewesenen Jetzt, unabgegolten, das Einst. Es ist der Augenblick, in dem die Masse Vergangenheit kritisch wird. *Das erste Jahr* ist Durs Grünbeins Versuch einer persönlichen Bestandsaufnahme, ein Arbeitsbuch im Turnus eines ganzen Jahres, eine Sammlung von Reflexionen über so unterschiedliche Motive wie Kindheit, Weltkrieg, Kannibalismus, Genomrevolution, die Zusammenhänge von Dichtung und Trance und die Geburt der eigenen Tochter. Terminus ist der geheime Bezugspunkt all dieser Zeilen, jener Grenzstein, den man im alten Rom verehrte wie die Reliquie eines unbekannten Gottes. Grünbeins Tagebuch ist ein Gang durch die Zeiten, durch Städte wie New York, Pompeji, Moskau oder Berlin, vertieft ins Zwiegespräch mit den Gedanken und Werken der großen Ahnen, kundiger Begleiter wie Baudelaire und Mandelstam, Seneca und Augustinus, Darwin und Cézanne.

»Da sucht nicht mehr der Essay den Vers, da sucht der Vers nicht mehr den Essay, da ist der Gedanke wie selbstverständlich Form und Klang geworden.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Durs Grünbein, geboren 1962 in Dresden, lebt seit 1986 als Lyriker, Übersetzer und Essayist in Berlin. Für sein Werk erhielt er mehrere Preise, darunter den *Peter-Huchel-Preis* und den *Georg-Büchner-Preis*. Zuletzt erschienen die Lyrikbände *Una Storia Vera. Ein Kinderalbum in Versen* (2002), *Erklärte Nacht* (2002), *Nach den Satiren* (1999).

Durs Grünbein

Das erste Jahr

*Berliner
Aufzeichnungen*

Suhrkamp

Umschlagfoto: Renate Brandt

suhrkamp taschenbuch 3513

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 3-518-45513-3

1 2 3 4 5 6 - 08 07 06 05 04 03

Das erste Jahr

Prolog 1999

Das Leben, ein ausgegrabener Traum. Immer noch nimmt mich Hebels Geschichte vom Bergmann in Falun nach unten mit. Wie keine andere erzeugt sie unmittelbar jenes Wehgefühl, das sich nach wenigen Worten steigert zum unglücklichen Bewußtsein von der Verfallenheit an die reißende Zeit. Es ist, als bliebe hier keine andere als die narzißtische Lesart. Die junge hübsche Frau verliert ihren Bräutigam kurz vor der angekündigten Hochzeit bei einem Bergwerksunglück und bleibt ihm fortan als Verlobte treu, dem Toten versprochen, all die Jahre allein als Vergißmeinnicht. Während sie ihrer Erinnerung nachhängt und die Sehnsucht nach dem Niegelebten sie an die Fensterbank fesselt, ziehen in der Ferne die Züge des äußeren Lebens mit seinen Klein- und Großereignissen vorüber wie die Sprüche auf einem Abreißkalender. Selten ist umstandsloser in einem Stück Prosa vom Schicksal des einzelnen umgeschaltet worden auf das kunterbunte Treiben der ganzen Gattung. Sofort weiß man, daß solcher Perspektivenwechsel jeden Zeitgenossen betrifft, damals wie heute – als Teil der *Ballade des äußeren Lebens* darf jeder sich als verloren betrachten. In ihr kommt die Melodie, die Privatgeschichte der einzelnen nur verwandelt zur Marschmusik vor. Jede Weltsekunde, die durch die Körper geht, separiert uns, während sie all unsere grandiosen Erfahrungen und geheimsten Epiphanien in den Sog einer tosenden Allgemeinheit zieht.

Wie also, sagte man sich, wenn du selbst diese Frau bist, ruhrlos umhergetrieben zwar, mit einem Hundertstel nur ihrer Treue begabt? Wie war das noch? An einem zufälligen Flecken Erde verließ man den Mutterleib, kam, beim Namen gerufen, eines Tages zu Bewußtsein, nahm Platz als Familienmitglied, füllte sein Formular aus als Einwohner, Staatsbürger, sozialversichert in einer ganz bestimmten, früh definierten Lebenswelt. Und kaum hatte man Zeit gehabt, sich die Augen zu reiben, schon war man berufsberaten, angestellt, so und so positioniert, geschieden jedenfalls durch diese eine von all den anderen Aussichten, verpflichtet dem einen Lebensplan, einquartiert im komfortabelsten Wartesaal, der sich mit Wunschbildern nur tapezieren ließ: in der eigenen

Psyche. Da lebte man also, kicherte vor sich hin, weinte um dies und das, und vergaß diesen Quälgeist in sich nie mehr. Währenddessen wurde Australien von einer Kaninchenplage heimgesucht und der Kongo unabhängig von Belgien, und die Berliner Mauer wurde gebaut, und in Kuba brach beinahe der dritte Weltkrieg aus, und die Milchzähne wuchsen einem und fielen aus, und Mao Tse Tung der Große Vorsitzende starb und wurde einbalsamiert, und die Schiffe verschwanden im Bermudadreieck, und die Antibaby-Pille wurde erfunden, und in Prag brach ein Volksaufstand aus und wurde mit Panzern niedergeschlagen, und auf dem Mond landeten drei Amerikaner, die führten vor weltweitem Publikum sich wie Känguruhs auf, und der Präsident Kennedy fiel in Texas einem Attentäter zum Opfer, und halb Vietnam wurde im Krieg mit Chemikalien entlaubt, und die Beatles brachten eine Schallplatte heraus mit dem Titel *Let it be*, und aus der Schule trug man eine Vier in Betragen heim. Bangladesh wurde überschwemmt, und in Chile putschte ein General, mein Schulkamerad kam ums Leben bei einem Autounfall, und in der Sahelzone verhungerten Hunderttausende nach einer Dürreperiode, in Griechenland gab es freie Wahlen, und in Persien dankte der Schah ab, und Flugzeuge wurden entführt, Spione und Geldkoffer ausgetauscht, und auf den Markt kamen die ersten Computer für den Privathaushalt. In Helsinki fand eine Konferenz für Menschenrechte statt, und in Bophal starben über zweitausend Inder bei einer Giftgaskatastrophe, die erste Schülerliebe kam und verblaßte wieder, und Afghanistan wurde von russischen Truppen besetzt, und die Immunschwächekrankheit Aids breitete sich von Schwarzafrika her aus, und in Tschernobyl explodierte ein Kernreaktor, und ich schlief tagelang als Rekrut in den Wäldern, und die Gewerkschaft Solidarność wurde in Polen gegründet, und im Kreml wurde Gorbatschow die Nummer eins, und fast ohne Blutvergießen ging in Europa der Kalte Krieg zuende, und die Sowjetunion löste sich auf, und Jugoslawien wurde in mehreren Bürgerkriegen zerrissen. Neue Staaten entstanden, und alle vier Jahre gab es Olympische Spiele, und das Fernsehen war dabei, wann immer sich etwas zutrug öffentlich, und die Schnellzüge fuhren und die Tele-

phone klingelten, und dank all der Technik war die Welt zur erweiterten Wohngemeinschaft geworden, und mancher fand sich als Reisender oder Flüchtling an Orten wieder, von denen kein Erdkundelehrer ihm je erzählt hatte. Und so schnell war alles gegangen, daß jede Tagebuchseite anderntags Makulatur war, und bald gab man es auf, und so rollte es näher, unaufhaltsam, das neue Jahrtausend, die Walze mit den drei unheimlichen Nullen.

Die Meldungen überstürzten sich, doch keine war vergleichbar dieser einen, mit der die alte Frau in Falun ihren Frieden fand. Nein, nicht der Messias, aber ihr Zukünftiger von einst, war schließlich zurückgekommen. Man hatte ihn bei der Öffnung des Schachts gefunden, nach Jahrzehnten unverwest, in Eisenvitriol konserviert, und, wie es bei Hebel heißt, als wenn er ein wenig eingeschlafen wäre, bei der Arbeit. Er war also jung geblieben, wenn auch als Toter, den niemand mehr kannte, nur die Brautjungfer, die schon an Krücken ging; sie war zur Stelle und konnte ihn identifizieren, fünfzig Jahre später, auf den ersten Wiedersehensblick.

Es gibt viele Erzählungen, die Alter und Jugend zum Thema haben – keine schnitt so tief ein wie diese. Auch wenn man im Herzen mehr Blut als Erwartungen wälzte, Leben hieß demnach, auf ganz verlorenem Posten zu stehen. Das Äußerste, was einem zukam, war die Wiederkehr früh entglittener Schätze, ein Souvenir aus der Kindheit vielleicht, der Leichnam einer alten Liebe. Wer sich bereit hielt, dem wurden sie eben noch rechtzeitig vorm Ableben zugestellt. Doch war er damit entschädigt? Man dramatisiert heute gern die Wirkung von Gewaltdarstellungen oder Pornographie auf junge Gemüter. Aufwühlender, das Langzeitgedächtnis gründlicher verstörend, sind aber Kalendergeschichten wie diese. Wer sie ernst nimmt wie ich, sieht mit einer Rundumbewegung den Horizont um das Individuum zugezogen. Ihre einzige Moral scheint das *Warte nur balde* zu sein. Fatalistisch sind sie, der Trost, den sie spenden, wirkt langfristig als Nervengift, und wenn sie gut ausgehen, dann nur um den Preis unmerklicher Lähmung. Das Leben, rückwärts betrachtet – der exhumierte Traum.

War das alles, was man erwarten durfte? Dann blieb nur eins: man mußte so schnell wie möglich, besser heute als morgen, versuchen sich freizumachen, vom Wechsel der Zeitläufe wie von jeder biologischen Determination. Lieber beiseite treten beizeiten, kontemplativen Abstand gewinnen, als sich weichkochen zu lassen auf täglicher Flamme, eine Geisel der Gegenwart und des Lebenszyklus. Übergehen mußte man, was einem die Jahre andrehen wollten, unbeeindruckt bleiben von den Markenzeichen des Alters und der Jugend, die da sind: Aufschwung und Abbau, Virilität und Impotenz, Schwärmerei und Zynismus, Glorifizierung des Körpers und sein Verfall. Unbrauchbar war jede Philosophie, die auf Erneuerung angewiesen war oder von Aufschub faselte. Links liegen lassen, ohne schlechtes Gewissen, durfte man alle weiteren Utopien, vor allem jene, die selbst in dieser, der vergeblichsten aller Liebesgeschichten, noch ein Beweisstück für ihr Prinzip Hoffnung sah.

Was war dabei, wenn man seelenruhig feststellte: es gibt kein Alter mehr, keine Jugend? Das alles sind temporäre Zustände, wenn's hoch kommt, verschiedene Brennstufen der Körper zwischen zwei Stadien des Nichtseins. Wer so spricht? Na, wer wohl? Dieser Quälgeist in mir, der an Entwicklung nicht glaubt, weil er blitzschnell die Lebensphasen durchläuft, vorwärts und rückwärts, wieder und wieder. Geborener Kindgreis, der er ist, hat er sich früh schon ins Allerinnerste verkrochen, bald darauf war er begraben worden unter Tausenden Abschieden, Seitenblicken, Tagesmeldungen, Gesten und Szenen der Ignoranz zwischen Jung und Alt. Nun liegt er verschüttet wie der junge Mann unten im Bergwerk, und darin besteht, so behauptet er, sein Vorsprung zu Beizeiten. Von seiner Warte aus betrachtet, mit allem was oberirdisch über den armen Globus hinwegfegt, sind die Lebensalter bestenfalls noch ein Kollektivproblem.

Genauso wie Menschen altern, sticht er, kann auch die Menschheit nicht ewig taufrisch bleiben. Entweder mußte soviel Enttäuschung durch Geschichte und Katastrophen sich niederschlagen, oder die Karawane der Generationen zog einfach immer nur spurlos vorüber. Was, wenn nach alldem die Menschheit nun alt

aussah? Nach außen vital und werksneu, voller Begehren wie immer, doch innen gebrechlich und tief verunsichert. Deutet nicht vieles darauf hin, daß die großen Wendemarken im Leben der einzelnen dabei sind, bedeutungslos zu werden? Symptomatisch war das Verschwimmen der Übergänge in Lebensweise und Verhalten der Altersklassen. Die persönliche Erfahrung, dem Austausch entzogen, entwertet durch schiere Gegenwart, verlor an Gewicht. Die Gleichzeitigkeit aller Abläufe gab der Idee vom Reifeprozess den Rest. Den Zehnjährigen erschütterte nichts mehr, und das Selbstgespräch der Seniorin stand vor Jahren schon in der Zeitung. Jeder Jugendkult ging nahtlos über in Altersfürsorge, und das Quentchen Lebensweisheit reichte noch eben für eine Talkshow. Geblieben war der bloße Gezeitenwechsel generativer Episoden, ein Hin- und Herwälzen der Zeitrichtungen, das sich kaum scherte um die Seufzer vor Badezimmerspiegeln. Anamorphosen, wohin man sah. Der Säugling, kaum aufgepäppelt, zog sich zurück in den Greisenmund, aus dem Kinderwagen schaute die künftige Großmutter heraus, von hektischen Girlies umsorgt. Die einen waren neu und blieben es lange, während die andern einfach nur länger dagewesen sein werden, wie ein römischer Stoiker einst so unendlich trocken bemerkte. Man mochte sich täuschen lassen von Mythenresten und physiognomischer Überlieferung – ein Blick auf die Titelseiten der Illustrierten genügte. Ausschließlicher als je zuvor drehte die Rede vom Altern sich um die Betriebszustände der Körper. Eine Bildsprache, wie sie Tizian oder Rubens geläufig war, fand sich zuletzt in der sachlichen Photographie, die als Memento die Verwüstungen registrierte, die der Landschaften und die der Gesichter. Spitzfindige Anthropologen mochten noch unterscheiden, was den Menschen von morgen mehr prägte, der biologische Faktor oder der zivilisatorische. Welches der Chronometer den Rhythmus angab, der Zeitmesser im Zellinneren oder dort in Paris die Atomuhr mit ihrer posthumanen Präzision.

Um und um wurde die Erde gewühlt, an den Gesteinsschichten las man ihr Alter ab, der Bohrkern gab Aufschluß über die ferne Zukunft. Noch bis vorgestern hieß es: wer als erster Abschied

nahm, kehrte beizeiten wieder. Doch Braut oder Bräutigam – *diese* Zeit war nicht mehr angewiesen auf Termine, wie sie der Heiligenkalender versprach. Erfüllung, das wußte jeder, lag nicht in der Wiederkehr, sondern im reinen Sofort. Von nun an konnte man, in Ohnmacht und Demut, den Erinnerungen beim Zirkulieren zusehen.

Einstweilen und bis zur nächsten Auferstehung galt der Spruch, mit dem ein Witzbold sich beim Verrichten der Notdurft verewigt hatte. *Wer früher stirbt, ist länger tot.* Ob die verschmierte Toilettenwand wohl noch stand?

I. Januar 2000

Seltsamer Rückblick auf ein Jahrzehnt der hektischen Globetrotterei und des kurzatmigen Reisens in die Hauptstädte Europas. Verspäteter Kosmopolit, so lange eingesperrt hinter Mauern, blieb dir nur der Schnellkurs. Im Eilverfahren desillusioniert. Das einzige Fundstück, das manchmal wiederkehrt, ist eine Photographie aus dem fernen Melbourne, ein Augenblick unter Millionen nur, aber er hielt ein ganzes Märchenmotiv fest. Entwickelt nach Jahren, zeigt es ein Aborigineskind auf einer fahrbaren Krankentiege im Foyer eines Hotels, anlässlich eines Kongresses des Verbands der australischen Pflegeeltern: altklug lächelnd und babyhaft lallend, während es den uralten Strubbelkopf in den Kissen verdrehte, um dem Geschehen ringsum zu folgen. Der erste Gedanke damals: hier blicken dich mehrere tausend Jahre Stammesgeschichte an. Wie aus dem rötlichen Staub der australischen Wüste wendet sich dir das Gesicht eines großmutterähnlichen Säuglings zu. Das arme Geschöpf war offensichtlich gelähmt. Jenseits aller Prothesen und medizinischen Apparaturen war es der Blick des jüngsten Abkömmlings einer Jäger- und Sammlerspezies, dem deinen ungefähr so verwandt wie der Haushund dem Dingo.

Im Jahr 2000, prophezeite der Dichter Ezra Pound, wird es keine Lyrik mehr geben.

Here is my voice and it says »Hi!«.

Hi, but my throat is dry.

A silent elegy just saves a cry.

Jetzt ist das alles wieder da. Das Gedächtnis meldet sich wie ein diensthabender Wachmann, der nur eben eingeschlafen war, und nun reibt er sich verstohlen die Augen und bemerkt mit einem kurzen Blick auf den Kalender, daß ein ganzes Jahrzehnt vergangen ist. Die neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, das war die Dekade der großen Umwälzungen in Europa, die den Untergang des Heiligen Sozialistischen Reiches Deutscher

Nation sowie schließlich den des ganzen Byzantinisch-Sowjetischen Machtblocks brachte. Es war das Jahrzehnt der Vereinigungen und der Versöhnungen, aber auch des Gemetzels auf dem Balkan, in Ruanda und in Tschetschenien, Inkubationsphase und Probedurchlauf kommender Bürgerkriege in den zerbrechenden Imperien von gestern. Es war eine euphorische, eine mörderische und eine melancholische Zeit. Plötzlich fand sich der Kommunismus unterm Zeichen des Saturn. Durch die Ruinen der proletarischen Industriereviere streifte zum letzten Mal das Gespenst, das Karl Marx so freudig willkommen heißen hatte. Nun sah es alt aus und grau und verkümmert, und es gehörte viel Phantasie dazu, aus seinem Keuchhusten noch einmal die Internationale herauszuhören. Junge dynamische Funktionäre, die letzten Sprößlinge der alten Nomenklatura, traten vor die Kameras der Welt und rezitierten den Epilog zu einer der großen Menschheitsideen, die in der Wirklichkeit gründlich gescheitert war. Jetzt ist das alles wieder da ...

2. Januar

Ja, es ist immer noch nachchristliche Zeit. Ein neues Jahr hat begonnen, sagt man sich morgens im Bad. Ein neues Jahrhundert, posaunen die Zeitungen, und die Historiker schweigen. Ein neues Jahrtausend, brummt mürrisch der Altphilologe. Na wenn schon, könnte der Archäologe erwidern. Doch der zieht es vor, sich anderswo in den Staub zu knien.

Erstaunlicherweise findet sich nach der großen Silvesterfeier alles am alten Platz. Kein Zahnputzbecher hat sich über Nacht heimlich von selbst verrückt, die Spiegel sind von denselben Wasserflecken wie gestern gesprenkelt. Nur der Lilienstrauß in der gläsernen Vase an der Wand ist um einen Tag welker geworden, und man sieht es ihm an. Die ersten Blütenblätter liegen schon auf den Fliesen. Doch das Unbehagen der letzten Wochen läßt lange nicht nach. Irgendeine Kraft, wie gewöhnlich namenlos, sorgt dafür, daß sich nach und nach alles verändert, schleichend, aber unausweichlich: nichts bleibt, wie es war. Ein Blick in den Badezimmer Spiegel genügt, und man hat die Ursache gefunden. Es ist

der Mensch, der einem da entgegenglotzt, dieses unbeständigste aller Lebewesen, das auf der Lauer liegt als hysterisches Individuum. Man selbst hat sich hinter dem eigenen Rücken verändert. Was ist eine Stadt mit all ihren Baustellen, dem kahlen Wald ihrer Kräne gegen die Mördergrube im Herzen, die im Grundwasser schweigt, im ölig schillernden Schlamm, die mit jedem Tag tiefer wird, ausgeschachtet von Neugier und Langeweile, vom Überdruß an der totalen Gegenwart und durchschnittlicher, leidenschaftsloser Misanthropie?

3. Januar

Marina Zwetajewa hat den Waggon, der mit deutscher Geheimdiensthilfe den Aufrührer Lenin in das kriegführende Rußland einschleuste, einmal als 'Trojanisches Pferd' bezeichnet. Kürzer und präziser hätte kein Historiker den Sinn der Intrige erfassen können. »Trick siebzehn mit Selbstüberlistung« nennt der Volksmund solche Aktionen. Aus dem Bauch des Waggons kriecht die Schlange, der Agitator, der hinter den Linien den Gegner schwächen soll. Doch die Geister, die man rief...

5. Januar

Da bist du also, an deiner Sehnsucht zu etwas anderem als dieser verfluchten globalen Wirtschafts- und Finanzwelt erkennbar: ein halber Russe. Ein Mensch mit dem russischen Spieltrieb des unstillbaren Herzens. Warum hat mir das niemand gesagt? Soll dies etwa der Sinn jener Anekdote sein, der zufolge meine Mutter als fünfjähriges Mädchen bei Kriegsende in Dresden von durchziehenden Rotarmisten auf einen Panje-Wagen geladen wurde und beinahe in Richtung Osten verschwunden wäre, hätte nicht eine aufmerksame Nachbarin durch ihr Gezeter die Entführung in letzter Minute verhindert? Warum nur haben sie mir im Familienkreis immer wieder mit leuchtenden Augen davon erzählt? Es klang, als wären sie stolz gewesen, daß diese Barbaren die kleine Rosi, ihre schwarzbraune Haselnuß, stehlen wollten, stolz, soviel Bewunderung für ein Kind zu ernten, stolz aber auch darauf, sie ihnen sogleich wieder abgeluchst zu haben. Dabei wäre um ein

Haar alles ganz anders gekommen. Einen Moment später, und das Kind wäre auf Nimmerwiedersehen verschollen gewesen, als Kriegsbeute mitgeführt im Troß der einstweiligen Sieger, und keiner hätte gewußt, wo zu suchen und wen zu fragen. Das Leben meiner Mutter, die so natürlich niemals meine Mutter geworden wäre, hätte eine Wendung ins Russische genommen. Vielleicht hätte es sie nach vielen Zwischenstationen in irgendeine sibirische Kleinstadt verschlagen. Das deutsche Mädel von fünf Jahren hätte seine Sprache verlernt, und ihr Sohn, dieser andere, wäre ein munterer deutsch-russischer Bastard geworden, ein echter Naturbursche, abgehärtet von Hungersnöten und grimmigen Frösten.

7. Januar

Es gibt dich also wirklich nur, solange du schreibst? Nur was, und vor allem wie du es sagst, soll bestimmen, in welcher Form dein Bewußtsein für andere präsent ist? Du entscheidest, wieviel Licht in diese unbekannte Person fällt, von der es bis auf weiteres nur einen Namen gibt, der wie ein Schatten vorausfällt. Der Name ist dieses Undurchdringliche, das erst im Schreiben sich stückweise lichtet.

11. Januar

In Gedichten blitzt die Welt immer wieder als *a priori* des Lebens auf, so wie sie aller Erfahrung vorausliegt. Die besten Zeilen verdanken sich jener angeborenen *experience*, von der Baudelaire im Vorbeigehn an einer Stelle spricht. Schwer zu beweisen, scheint sie die anthropologische Mitgift zum Leben zu sein. Man kann sie verspielen oder vergrößern, je nachdem, wie man es anstellt. Mit dem so schmeichelhaften wie zweifelhaften Vermögen von Intuition, Vorahnung oder Prädestination hat solche Begabung, die allen eigen ist, nichts zu tun. Poesie beruht auf der Entwicklung genau dieser Anlage. Sie versucht sozusagen, sich des Familienerbes zu vergewissern. Dagegen setzt erzählende Prosa das gelebte Leben voraus. Ein Romancier, der wie Rimbaud mit siebzehn alles gesagt haben wollte, wäre einfach grotesk.

13. Januar

Die Krähen in den Ahornbäumen am Savigny-Platz, es heißt, sie seien aus Rußland herübergekommen wie seinerzeit die Truppen der Roten Armee. In den letzten Jahren wurden sie beinah zur Plage. Lange Zeit sah ich in ihnen nur die Verstoßenen, Schmarotzer und Raufbolde, und nicht die Boten einer harmonischen Weltordnung wie jene Lieblinge des heiligen Franziskus auf den Tafelbildern der umbrischen Meister. Nur aus den Augenwinkeln nahm ich sie wahr, wenn sie in Heerhaufen marodierend über den Rasen zogen und nach den Tauben und Sperlingen hackten oder in wilden Schwärmen über den Baumkronen kreisten. Erst heute fand ich plötzlich Gefallen an den krächzenden Rabauken. Dabei kam mir eine Szene aus frühester Kindheit zu Hilfe: Großvater und der Kolkrabe. Unauslöschlich ist sie ins Gedächtnis gegraben. Ein Blick auf den Ringfinger mit der hellen Narbe am zweiten Fingerglied, und alles steht mir wieder vor Augen.

Es geschah im Dresdner Zoo, den wir beide so oft besuchten, am Drahtzaun des großen Vogelgeheges. Bei jedem Rundgang zog es uns dorthin. Schon von weitem lockend, empfing uns die Riesenvoliere, in der sie alle wie unter einem luftigen Tarnnetz versammelt waren: die Seeadler und Lämmergeier, die Turmfalken und die Habichte und auch er, mit der aztekischen Halskrause aus gelben Flaumfedern, der Kazike: el Condor. Jedesmal starrte der kleine Junge gebannt nach da oben, wo die Elite der Raubvögel hockte, hinauf ins kahle Geäst. Er hatte nur Augen für diese Überflieger der Anden und Kordilleren. Fasziniert sah er, wie sie schattenwerfend ihre majestätischen Schwingen breiteten, die Flügel schüttelten wie staubige Wintermäntel, und vergaffte sich in die enormen Beutestücke, auf denen sie seelenruhig thronten, in ihren Krallen die Aasbrocken, halbe Pferdekadaver darunter. Einmal geriet er dabei allzu dicht an den Zaun und übersah, daß auf dem Boden einer vom Fußvolk herbeigehüpft war, während er hypnotisiert nach den Generälen und Königen schielte. Es half nichts, daß ihn der Großvater vor dem Kolkraben warnte. Zu groß war die Neugier auf das gefiederte Kohlestück, das ihm schon einmal begegnet sein mußte. Wo war das noch? Richtig, in

dem Märchen von *Strohalm, Kohle und Bohne*, einem der gruseligsten aus dem ganzen Grimmschen Märchenbuch. Angelockt von dem pechschwarzen Gesellen, der ihm geradewegs vor die Füße gerollt war und nun in Höhe der Kniestrümpfe vor ihm umherstolztierte, legte er die Hand an den Gitterdraht. Ganz sachte nur, klopfenden Herzens, aber doch so verzaubert, daß die Finger noch immer dort klebten, als der Vogel mit dem klobigen, gelben Schnabel auf ihn einzuhacken begann. Ei, wie das brannte. Wie die Berührung mit einem glühenden Kohlestück. Und ein lautes Geschrei hob an, als die ersten Blutstropfen aus dem Fingerlein sprangen und Großvater, statt ihn zu trösten, ihm Vorhaltungen machte. Nie mehr hat er den bösen Blick des Kolkraben vergessen können. Verleidet war ihm seither das Vogelgehege. Später, wenn sie bei ihren Zoobesuchen dort vorüberkamen, machte er jedesmal einen weiten Bogen darum. Klammheimlich nur, hinterm Rücken des Großvaters, drehte er sich dann nach der Stelle um, an der das tückische Untier, halb Vogel, halb Kohlebrocken, ihn einst gebissen hatte.

19. Januar

Da so vieles, in Büchern und täglichen Zeitungsartikeln, mit denselben Worten, wie du sie benutzt, breitgetreten wird, bleibt dir nur, ihnen mehr aufzuladen, denselben Transportmitteln schwerere Lasten zum Tragen zu geben. Dasselbe Wort, das im Feuilleton wie ein possierliches Kätzchen gestreichelt und gleich wieder weggescheucht wird, leistet dir als Kamel bei deiner Wüstenwanderung durch das Dasein unschätzbare Dienste.

21. Januar

Theoretisch gab es für ihn tausenderlei Gründe, unglücklich zu sein, in der Praxis jedoch erschien er jedem als Glückspilz. Theorie war ihm immer nur Einübung ins Unglück, Begründung der Katastrophe mit Hilfe der Urteilskraft, Praxis dagegen, wie selbstverständlich, die Widerlegung alles negativ Gedachten durch gelebte Glückseligkeit.

23. Januar

Ein Tag ohne Menschen, ein echter Schopenhauer-Gedenktag. Und unterm Schreibtisch, zu meinen Füßen, schläft Hermann, Evas Hund, vor sieben Jahren adoptiert aus dem Tierheim, ein schwarzer Schäferhundrüde, heute uralt mit seinem weißgrauem Bart, schnarchend und sich von Zeit zu Zeit von einer auf die andere Seite wälzend. Und statt endlich *Die Welt als Wille und Vorstellung* weiterzulesen, starre ich lieber minutenlang auf das staubige Fell dieses schlafenden Tieres. Eigentlich sind mir Hunde ganz gleichgültig. Ich nehme sie, ebenso wie die Katzen, immer als Zoologe, nicht unfreundlich dabei, aber eben auch nicht allzu persönlich. Vielleicht befremdet mich deshalb auch etwas die folgende Beobachtung. Das Menschlichste am Hund sind die Vorderläufe, aber er muß dazu auf der Seite liegen, dann gleichen sie unseren Unterarmen und erinnern entfernt an die Ellenbogenpartie. Von den Augen dagegen und diesem »beseelten Blick« sollte man sich nicht einwickeln lassen. Hunde haben immer nur das eine im Sinn. Sie alle sind »Chappy-Huren«, wie der Volksmund das nennt. Mittlerweile haben die Historiker unter den Verhaltensforschern herausgefunden, daß der Hund sich den Menschen gesucht hat, als Vormund und Nahrungslieferant, nicht umgekehrt. Evolutionär betrachtet, läuft es also auf einen Sorgevertrag hinaus. Der Hund, zu Wolfszeiten ein Rudeltier, hat sich den Menschen erschlichen und ist seither nur noch eifersüchtig auf seinesgleichen. Daher dieses ewige mißtrauische Beschnuppern auf offener Straße, das Ranschmeißen und Wegbeißen, je nachdem, wie nützlich der andere einem erscheint. O ich verstehe die Hunde nur allzu gut. Sie zeigen einem, wohin es gekommen ist mit den Menschen.

2. Februar

Mögen andere die Sprache zertrümmern oder metzgermäßig zerlegen, mögen sie als kaltblütige Vergewaltiger in sie *eindringen*, wie sie das nennen, ich bleibe gern außen vor. Zudringlichkeit ist eine Todsünde des Geistes, Nötigung das Armutszeugnis jedes gescheiterten Liebhabers.